Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 86 (2006)
Heft: 9-10

Buchbesprechung: Sachbuch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sachbuch

György Dalos

1956 – Der Aufstand in Ungarn.

München: C.H. Beck , 2006

Im Herbst 1956 war György Dalos, Sohn einer armen jüdischen Familie aus Budapest, 13 Jahre alt, *«ein magerer, auf gutes Essen und französische Romane gleicherweise hungriger Junge von mässigem Lernfleiss»*, wie er in der Einleitung seines neuen Buches schreibt. Im Oktober machte sich der immer heftigere Widerstand gegen die Lügen und die Gewalt der stalinistischen Diktatur von Mátyás Rákosi Luft. Es gab Unruhen in der Stadt, man hörte das Dröhnen von Panzern und später auch Schüsse. *«Für uns Kinder war der Aufstand wie ein Film»*, sagt der seit langem in Berlin lebende Historiker und mehrfach ausgezeichnete Schriftsteller in einem Interview in der von ihm mitherausgegebenen Wochenzeitung «Freitag». *«Bei uns herrschte eine merkwürdige Romantik. Fast alle Kinder betrachteten sich als Freiheitskämpfer. […] Nein, ich nicht. Ich war anders sozialisiert.»* In seiner prägnant formulierten, auch für Kenner der Materie lehrreichen und demnach unbedingt lesenswerten Chronik des Ungarnaufstands vom Herbst 1956 ist diese *«merkwürdige Romantik»* auf den Strassen Budapests in nur wenigen Szenen bildhaft eingefangen.

Von 1957 bis 1989 hätten sich die dreizehn Tage des Aufstands allmählich in so etwas wie eine *«Privatangelegenheit der Nation»* verwandelt, und im heutigen Ungarn seien sie *«bestenfalls in der Debatte von Historikern oder in der alljährlichen protokollarischen Erinnerung präsent»*, heisst es in der Einleitung. 50 Jahre danach tut Sachwissen not. Dalos fasst die wichtigsten Ereignisse rund um den Aufstand auf der Grundlage neuester Kenntnisse und zahlreicher Gespräche mit damals Beteiligten einleuchtend zusammen, wobei ihm vor allem die Öffnung ungarischer und sowjetischer Archive manches zuvor kaum oder gar nicht Bekannte erschlossen hat. Gibt es auch nur wenige in persönlichem Ton gehaltene Passagen – *«Geschichte von oben»* schreibt Dalos dennoch nicht. Er beleuchtet alle Seiten seines Themas und skizziert viele nicht im Zentrum der Macht angesiedelte Akteure, Sympathisanten oder auch nur Beobachter der Geschehnisse. Es entsteht ein vielschichtiges Tableau.

Dalos blendet zunächst zurück in die frühen fünfziger Jahre, als das Wachstum in der ungarischen Industrie das Dreifache des Jahres 1938 erreichte, während der allgemeine Lebensstandard unter das Niveau von 1939 gesunken war. Ungarn war ein hoch gerüstetes Mitglied des Warschauer Paktes und seit 1949 ein Terrorstaat mit politischen Schauprozessen ohne Ende – von 1950 bis 1952 liefen Strafverfahren gegen rund 650'000 Staatsbürger. *«Man hatte Angst vor allem.»* Das blieb auch nach Stalins Tod im März 1953 so – *«aber nie mehr ganz so wie vorher»*. Ungarns damalige, eng an der Sowjetunion orientierte Kommunisten seien *«die Verkörperung des vorauseilenden Gehorsams»* gewesen, und so war das politische Wetter an der Donau vor allem vom Moskauer Barometer bestimmt. Immerhin gab es ein gewisses *«Tauwetter»*, und deswegen wurde Regierungschef Imre Nagy bis zu seiner Amtsenthebung im April 1955 immer populärer. Die Sowjets jedoch klammerten sich bis Juli 1956 an den verhassten Rákosi. Die Lage wurde von Monat zu Monat instabiler, und ab dem 23. Oktober 1956 gehorchten die Ereignisse nur noch *«ihrer eigenen blinden Dramaturgie»*. An diesem Tag, so Dalos, *«fand das Gegenteil von einem gelenkten Aufstand statt»*.

Die Strasse verlangte nach Imre Nagy. Der aber zögerte. *«Er war ein Hamlet der Politik, ein Fanatiker des Gesetzes, ähnlich wie fünfzehn Jahre später der Chilene Salvador Allende.»* Und so weitete sich eine friedliche Kundgebung rasch zum «Flächenbrand» aus, in dem viele Zeitgenossen einen neuen Wind grösserer Freiheit zu spüren glaubten. Man stürmte das Budapester Rundfunkhaus und stürzte das riesige Stalindenkmal vom Sockel. Der allgegenwärtige Geheimdienst reagierte prompt. Es gab die ersten Toten, auf beiden Seiten. Am 24. Oktober waren es bereits über 200. Dalos schildert die chaotischen Tage und Nächte von Budapest, im Wechsel mit den Prozessen der hohen Politik, die in diesem Fall vor allem in Moskau gemacht wurde. Man wollte die ungarische Hauptstadt rasch besetzen, und so rückten die Panzer durch dichten Nebel in Richtung Budapest vor. *«In Übereinstimmung mit dem Wunsch der Regierung beteiligen sich die sowjetischen Verbände an der Wiederherstellung der Ordnung»*, meldete der Rundfunk. Der erste Einmarsch der Roten Armee, dem sich auch der als wankelmütiger Parteisoldat gezeichnete Imre Nagy nicht widersetzte, löste bei vielen Ungarn ein Gefühl der Verzweiflung und Ohnmacht aus. *«Russen raus!»* hiess die neue Parole, «Radio Free Europe» hiess der all dies auf seine Weise kommentierende Radiosender. Anders als am 17. Juni 1953 in Berlin, trafen die Besatzer auf militärisch zwar kaum bedeutenden, aber doch nicht ganz ungefährlichen bewaffneten Widerstand. Die Politik schien zeitweise zu kollabieren – Kopflosigkeit allerorten. Dalos zitiert dazu einen dem Philosophen und Politiker György Lukács zugeschriebenen Ausspruch: *«Es gibt nichts Fürchterlicheres als eine Tyrannei mit schwacher Hand»*. Es kam, nach einem verheerenden Blutbad vor dem Parlament, zu einer zunächst auch von Moskau tolerierten *«Politik der kleinen Zugeständnisse»*.

Chaos und Kopflosigkeit konstatiert Dalos freilich auch auf Seiten der Aufständischen, deren wichtigste Anführer er kurz porträtiert – zum «Man of the Year» kürte das «Time Magazine» 1956 aber, nicht zufällig, eine anonyme Gestalt, den «Hungarian Freedom Fighter». Man wisse wenig über die politischen Ansichten der verschiedenen aufständischen Gruppen, um so mehr über die meist tragischen Schicksale der Kämpfer, die weder als «rechts» noch als «links» einzuordnen und trotz manchen, durchaus

nicht verschwiegenen Delikten bestimmt nicht als «Kriminelle» abzutun seien. Das Regime war sich jedenfalls unschlüssig, welchen Forderungen nachzugeben und was überhaupt zu tun sei, und so ergriff der Aufstand bald auch die Provinz. In Györ gab es Tote, in Mosonmagyaróvár viel mehr, unter ihnen Frauen und Kinder. Dennoch, der Wunsch nach einer Neutralität im Sinne der Republik Österreich schien fast in Erfüllung zu gehen. Dalos kommentiert trocken: *«Die stockenden sowjetischen Kampfhandlungen und das sichtbare Zaudern der Regierung liessen einen nationalen Wunderglauben aufkeimen, im Vergleich zu dem selbst die berühmte Fata Morgana, die Luftspiegelung in der Puszta Hortobágy, eine bodenständige Realität war.»*

Am 27. Oktober war Imre Nagy mit seinen Kräften am Ende, und das Moskauer Parteipräsidium verlor allmählich die Geduld mit dem leidigen Thema «Ungarn», das die Weltpresse beherrschte und dem Image der UdSSR nicht eben förderlich war. Auch Dalos kann in seinem «Die Regierung ergibt sich dem Volk» überschriebenen Kapitel nicht exakt rekonstruieren, wie die für die zukünftige Entwicklung Ungarns schicksalhaften Entscheidungen in Moskau und Budapest zustande kamen. Am 28. Oktober jedenfalls habe im teilweise arg zerstörten Budapest Frieden geherrscht, der jedoch eher als eine Art unheilschwangeren Waffenstillstands zu begreifen ist. Die Soldaten der Roten Armee zogen sich am 29. Oktober aus Budapest zurück – eine *«kurze Gnadenfrist»* wurde den Ungarn noch konzediert. Noch hoffte man. Der 1949 zu lebenslanger Haft verurteilte József Kardinal Mindszenty, von Dalos als konservativ-royalistischer Kirchenfürst alten Stils charakterisiert, wurde aus seinem Hausarrest entlassen und sprach im Radio zur sicherlich keinen Kommunismus wollenden, abgesehen davon aber schwankenden und politisch zersplitterten Nation. Am 1. November erklärte Imre Nagy die Neutralität der Volksrepublik Ungarn. Er habe, so Dalos, ebensowenig wie andere Ungarn davon gewusst, dass das Moskauer Politbüro 24 Stunden zuvor die militärische und politische Unterdrückung des Aufstands beschlossen hatte.

Dalos weist die häufig geäusserte Annahme zurück, das Blutbad vor dem Budapester Parteihaus, bei dem 24 Personen der Lynchjustiz einer tobenden Menge zum Opfer fielen, sei für den zweiten Einmarsch der Sowjets am 4. November verantwortlich gewesen. Die weltpolitische Lage habe die entscheidende Rolle gespielt, vor allem die Tatsache, dass Frankreich und Grossbritannien, die USA und die UNO in Suez engagiert waren. *«Heute wissen wir, dass diese sechs Tage ebenso eine Gnadenfrist waren wie die acht Monate des Prager Frühlings 1968 oder die mehr als ein Jahr währende Betätigung der polnischen Gewerkschaftsbewegung.»* Es kam, was kommen musste, und damit kam auch, wenngleich zunächst noch unter Rücksichtnahme auf den trotz allem

PIPER. BÜCHER, ÜBER DIE MAN SPRICHT.

Wendelin Wiedeking: Warum wir Regeln brechen müssen.

»Wir brauchen die Kreativität aller, die in Deutschland arbeiten. Dann kann man mit dem Sturm der Globalisierung auch seine Segel füllen. Und diese Kreativität braucht einen Regelbruch: Immer wieder neu ansetzen, neu denken muß unser Motto sein!«

Deutschlands wichtigster Wirtschaftschef sagt, was zu tun ist, damit wir wieder erfolgreich sind.

PIPER

240 Seiten. € 19.90 (D)/sFr 34.70
Jetzt überall, wo es Bücher gibt.

fast zum nationalen Idol avancierten Imre Nagy, die Stunde des János Kádár. Am Morgen des 4. November verkündete Nagy im «Freien Sender Kossuth»: *«Unsere Truppen stehen im Kampf. Die Regierung befindet sich auf ihrem Platz.»* Der Freiheitssender «Dunapentele» wandte sich an die Weltöffentlichkeit: *«Helft uns! Helft uns!»* Da war Nagy schon auf dem Weg nach Jugoslawien, das ihm drei Wochen lang politisches Asyl gewährte. Im Frühjahr 1957 begannen die Prozesse, und die Henker bekamen reichlich Arbeit. Die Todesurteile gegen Nagy und seine Gefährten erfolgten im Juni 1958.

Der Aufstand war bald vorbei. *«In Ungarn starben infolge der Kämpfe zwischen dem 23. Oktober und dem 31. Dezember 2652 Menschen, verwundet wurden 19'926»*, resümiert Dalos. *«Die Schätzung der Anzahl der Flüchtlinge schwankt zwischen 180'000 und 240'000.»* Auf sowjetischer Seite habe die Ungarnintervention zu 669 Toten und 1'541 Verwundeten geführt, *«arme, vergessene, totgeschwiegene junge Männer»*. In Budapest fuhren ab Mitte November wieder die gelben Strassenbahnen. Auch wenn lokal bis Dezember gekämpft wurde und im nordungarischen Salgótarján noch 50 unbewaffnete Demonstranten sterben mussten – es kam eine andere Zeit, und erst 1989 sollte sie enden. *«Wir wurden betrogen, aber wir haben uns auch selbst betrogen»*, stellt Dalos nüchtern fest. *«Wir waren enttäuscht, aber wir erwarteten vielleicht auch nichts anderes. […] Das war das Unreife, Halbgare, Romantische unseres damaligen Bewusstseinszustands.»* Die Menschen seien nach dem Aufstand in einer ähnlichen Stimmung gewesen wie unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, *«ein merkwürdiges Empfinden zwischen Trauer und Lust am Weiterleben»*. Dalos erörtert auch die Flucht vieler Ungarn in den Westen, eine bis Ende 1956 noch einigermassen erfolgversprechende Option, die die allermeisten Ungarn zumindest erwogen hätten. Er schildert das nicht mehr auf Schauprozesse, sondern auf formale Korrektheit bedachte Terrorsystem der frühen Ära Kádár, der man allerdings irgendeine Tendenz zur Rechtsstaatlichkeit beim besten Willen nicht bescheinigen könne. Willkürliche Verhaftungen, Internierungslager, psychische Folter von Gefangenen – das und noch mehr war zumindest bis 1961 traurige Realität. Und der gesamte Ostblock hatte spätestens Ende 1956 begriffen, dass nationale, gegen die Macht der Sowjets gerichtete Aufstände bis auf weiteres keine Chance hatten.Der Epilog streift die eigentlich nur im sicheren Exil mögliche freie intellektuelle Reflexion der Ereignisse vom Herbst 1956, die zu den unterschiedlichsten Auffassungen und Deutungen des Geschehens geführt haben. Seriöse Geschichtsschreibung aber sei erst seit 1989 möglich. Das Buch von György Dalos ist ein überzeugender Beweis dafür, dass es sie gibt. 16 eindringliche Aufnahmen des Magnum-Photographen Erich Lessing illustrieren den übersichtlich strukturierten, sachlich ausgewogenen und auch sprachlich ansprechenden Band, dem eine Zeittafel, eine sehr knappe Auswahlbibliographie und ein Personenregister beigegeben sind.

besprochen von KLAUS HÜBNER, Redaktor der Zeitschrift «Fachdienst Germanistik» in München.

Ronald Clapham und Gerhard Schwarz (Hrsg.)

Die Fortschrittsidee und die Marktwirtschaft.

Zürich: NZZ-Verlag, 2006

Je gängiger ein Begriff, desto eher verliert er sich im Unfassbaren. Er taucht in verschiedenen Kontexten auf und füllt sich stets mit anderem Sinngehalt. So etwa der Begriff «Fortschritt». Einst durch Zunftordnungen verboten, dann in der liberalen Gründerzeit geboten, mal mit kulturpessimistischem Unterton ausgesprochen, dann wieder mit Blick auf die technische Revolution bewundert.

Anlässlich eines von der Progress Foundation veranstalteten Workshops diskutierten Persönlichkeiten aus Lehre und Wirtschaft über die Voraussetzungen und Folgen des Phänomens Fortschritt. Nun liegen die Tagungsbeiträge in Buchform vor, ergänzt durch Auszüge aus den Werken moderner Klassiker des Liberalismus und versehen mit einem Vorwort von Gerhard Schwarz.

Die kaleidoskopische Annäherung handelt von Fortschrittsgläubigkeit und Skepsis, von freiheitlicher Ordnung und Fortschritt, von Marktwirtschaft und technologischem Wandel, von Fortschritt durch marktwirtschaftliche Politik – vor dem Leser entspinnt sich ein ganzes Netz von Zusammenhängen, angedachter, aufgenommener und weiterentwickelter Interpretationen, indirekter Kontroversen sowie sich gegenseitig inspirierender Widersprüche.

Eine vortreffliche Einordnung der Fortschrittsidee in das geschichtliche Feld liefert der Aufsatz von Herbert Lüthy. Er führt den Leser einige Schritte zurück, dorthin, wo er ihm aus der Distanz zum Überblick über die historischen Grundlagen verwendeter Denkprämissen verhelfen kann. Herbert Lüthy untersucht, wann Fortschritt die heutige Bedeutung einer der Geschichte immanenten, eindeutig gerichteten Veränderung erlangt hat und wie der Fortschritt zum Gesetz der Geschichte erhoben wurde. Er datiert dies in das halbe Jahrhundert zwischen Spätaufklärung und Frühpositivismus und zeigt auf, wie in früheren Epochen das naturwissenschaftliche Wissen mit Obskurantismus verwoben war, wie Mathematik und Mystik, Astronomie und Astrologie zusammengehörten und dass die moderne Wissenschaft ihre eigene, unwissenschaftliche Geschichte hat. Der Historiker, so das Fazit, darf die Geschichte daher nicht auf die technisch-wissenschaftliche Dimension reduzieren.

Robert Nef nimmt die historische Betrachtungsweise von Herbert Lüthy auf und sieht im neuzeitlichen Fortschrittsglauben eine Fortsetzung des heilsgeschichtlichen Gottesglaubens. Diesen Glaubensstrukturen geht er nach und resümiert verschiedene historische Positionen. Da die persönliche Fortschrittswahrnehmung sowohl von materiellem Wohlbefinden – etwa einer benachteiligten oder privilegierten Position – als auch von der geistig-moralischen Grundhaltung getragen wird, möchte er den Strukturkonservativen streng vom Wertkonservativen geschieden wissen. Auch Karl Poppers Ausführungen lassen sich wie eine mögliche Ergänzung zu Herbert Lüthys historischen Überlegungen lesen,

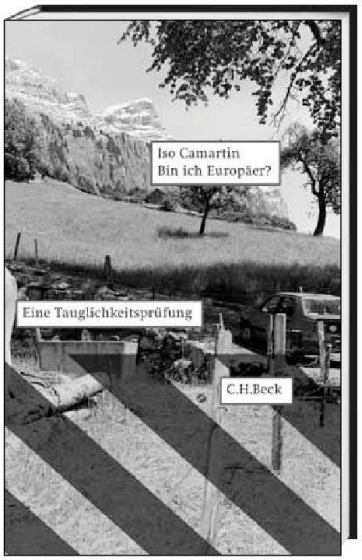
ein Umlegen der gewonnen Erkenntnisse auf die Spannungen seiner Zeit. Eine Geschichte vergangener Tatsachen kann es nicht geben, allein historische Interpretationen sind möglich und von diesen ist keine endgültig. Es gibt keine Geschichte an sich, es gibt unendlich viele Teilaspekte, die alle das menschliche Leben betreffen. Die Geschichte der Machtpolitik aber haben wir zur Weltgeschichte erhoben, wodurch die sittliche und intellektuelle Erziehung korrumpiert wird. Karl Popper plädiert für Individualismus und Altruismus; zu sehr sei traditionelle Geschichtsschreibung auf eine romantisch überhöhte Kombination von Kollektivismus und Egoismus ausgerichtet – ob ihn die postmoderne Dekonstruktion der Glanz- und Heldengeschichte durch die Sozialhistoriker der Postmoderne heute möglicherweise anders urteilen liesse? Da die Geschichte nicht fortschreitet, es keinen Sinn der Geschichte gibt und somit auch kein Ziel, dem sich zu nähern als Fortschritt gewertet werden könnte, bedient sich der Autor einer relativistischen Lebensbeurteilung. Von dieser distanziert er sich an Schluss des Textes überraschend: einen individuellen Fortschritt könne es geben, so etwa, wenn die demokratischen Institutionen verteidigt werden. Ob er da nicht selbst auch – mit Herbert Lüthy gesprochen – im Zeitgeist gefangen war?

Ein inspirierender Gegensatz öffnet sich zu der in anderen Beiträgen immer wieder geäusserten Befürchtung, dass ein traditionsloser Individualismus die Gesellschaft und damit das Fundament der Freiheit – seine eigene Voraussetzung – zersetzen könnte. Womit sich ein weiteres Themengebiet öffnet: Voraussetzungen, die Fortschritt ermöglichen, und die Unmöglichkeit der Voraussehbarkeit und Planbarkeit. Mit historischen Prognosen – etwa jener von Malthus – und dem Prognostizieren ganz allgemein setzt sich Christian Watrin auseinander. Michael Wohlgemuth untersucht Gemeinsamkeiten und Gegensätze von wirtschaftlichem und politischem Wettbewerb und analysiert die Überlegenheit von Demokratie und Marktwirtschaft, wenn es darum geht, eine bestmögliche Voraussetzung für Fortschritt anzubieten. Friedrich A. Lutz wiederum, der im abgedruckten Aufsatz die Fortschrittshaltung moderner ökonomischer Denkschulen untersucht, weist auf die negativen Aspekte des Fortschritts hin und mahnt zu Skepsis gegenüber einem Reichtumsstreben, das – als Fortschritt (miss)verstanden – immer mehr das Denken beherrscht und die kulturelle sowie die moralische Seite der menschlichen Existenz gefährdet.

Nicht nur der geistig-seelische Lebensbereich ist indes bedroht. Das marktwirtschaftliche System, dessen Ungleichheit den fortschrittsfördernden Antrieb zu Veränderungen gewährleistet und damit den materiellen Fortschritt mehrt, könnte durch die eigene Dynamik in Frage gestellt werden. Friedrich August von Hayek gelangt zu einem verblüffend-erschreckenden Ende: die materiellen Errungenschaften unserer Zivilisation haben nicht nur neue Ansprüche geweckt, sondern sie haben auch jenen die Macht gegeben, diese Zivilisation zu vernichten, denen nicht zuteil wird, worauf sie einen Anspruch zu haben meinen. Da sich die Kenntnis neuer Möglichkeiten rascher verbreitet als Wohlstandsgewinne, ist ein grosser Teil der Menschen der Welt heute so unzufrieden wie noch nie in der Geschichte. Und jene, sie sich benachteiligt glauben, sind entschlossen, sich zu nehmen, was sie beanspruchen. Der Weltfriede und mit ihm die Zivilisation hängen so von dauerndem, sc hnellen Fortschritt ab – ein beinahe apokalyptisches Szenario.

Fortschritt bleibt auch nach der Lektüre der anregenden Beiträge ein offener Begriff; ein Definitionsversuch war denn auch nicht beabsichtigt. Die vielschichtige Beleuchtung zahlreicher Facetten des Phänomens Fortschritt verhilft jedoch dem Leser zu besserer Einsicht in die Ursachen des Veränderungsdranges unserer Welt.

besprochen von MATTHIAS MÜLLER, Jurist in Zürich.



Iso Camartin: Bin ich Europäer?
Eine Tauglichkeitsprüfung. 128 Seiten.
Gebunden sFr 24.50 / EUR 13.50[D]

Was eigentlich ist ein Europäer, was sind die wahren Werte und Haltungen, auf die man sich in Europa tatsächlich einigen kann, und wo und durch wen sind sie exemplarisch vorgelebt worden?

Iso Camartin, Literatur- und Kulturwissenschaftler, Philosoph und Schriftsteller, Literaturkritiker, ist seit 2004 verantwortlich für die „Opernwerkstatt" am Opernhaus Zürich.

C.H.BECK
www.beck.de

Reinhard Wittmann

Der Carl Hanser Verlag 1928–2003. Eine Verlagsgeschichte

München, Wien: Hanser 2005

Carl Hanser, der Gründer des renommierten Münchner Verlags, war mit seinem Lektor Michael Krüger ausserordentlich unzufrieden. *«Sie ruinieren»*, schrieb er ihm, *«nicht nur wirtschaftlich den Verlag, sondern sind auch, wie uns in der letzten Zeit wiederholt bestätigt worden ist, dem Ansehen des Verlages abträglich.»* Das Schreiben mit diesen harschen Vorwürfen datiert vom 9. Juli 1972. Buchhändler hatten sich reihenweise über unverkäufliche Titel beschwert, und Krüger sah sich trotzdem nicht zu Konsequenzen veranlasst. Doch damit war nun Schluss: *«Sollte ich mich in der Beurteilung des Textes»*, kommentierte Hanser ein erneut erfolgtes Votum Krügers für ein Manuskript von Helmut Eisendle, *«tatsächlich täuschen, in der Beurteilung der Verkäuflichkeit tue ich es bestimmt nicht.»*

Carl Hanser hatte sich nicht getäuscht. Erinnert sich überhaupt noch jemand an Eisendle, dessen Debüt «Walder oder die stilisierte Entwicklung einer Neurose» 1972 bei Hanser erschienen ist? Dennoch könne man, entgegnete Krüger damals beherzt, sich nicht einfach von den unrentablen Autoren trennen. Der Verlag müsse nicht nur für Leser, sondern auch für Schriftsteller eine attraktive Adresse bleiben. Und deshalb dürfe man die literarischen Suchbewegungen in der Zeit des Aufbruchs nach den Studentenunruhen nicht einfach ignorieren. Bei aller Aufgeschlossenheit war für Hanser aber eine Grenze erreicht, bei der er sich als Kaufmann kompromisslos zeigte. Auch Günter Grass sagte er ab, als dieser 1975 von Luchterhand in seinen Verlag wechseln wollte, weil Grass zur Bedingung gemacht hatte, dass den Autoren ein Mitbestimmungsrecht eingeräumt werde. Darauf konnte Hanser sich nicht einlassen. Die ökonomische Verantwortung trug am Ende ja auch er allein.

Hanser setzte aber weitsichtig darauf, einem Lektor wie Krüger grosse Freiräume zu lassen. Bei allem Sinn für ökonomische Zwänge wusste er, dass er Mitarbeiter wie ihn brauchte, damit der Verlag den Anschluss an die aktuelle literarische Entwicklung nicht verpasste und langfristig überlebensfähig blieb. Schon einmal war aus diesem Grund eine programmatische Kurskorrektur notwendig geworden. Der 1928 gegründete Fachverlag von Zeitschriften wie «Betriebstechnik» oder Büchern wie Wolfgang Dietzes «Metallkundliche Untersuchungen über die natürliche Alterung an widerstandsgeschweissten und genieteten Aluminiumknetlegierungen» hatte zwar von 1946 an auch literarische Titel im Programm, aber es handelte sich neben den berühmten Klassikerausgaben ausschliesslich um Bücher «Innerer Emigranten». Mit Georg Britting, Gerd Gaiser, Friedrich Georg Jünger, Eugen Roth oder Emil Strauss verströmte der Literaturverlag zu Beginn der fünfziger Jahre den Charme des konservativ Gediegenen. Dass das angesichts einer immer mehr Aufmerksamkeit auf sich ziehenden «Gruppe 47» auf die Dauer nicht zukunftsweisend sein konnte, erkannte Hanser lange bevor sich 1959 mit dem Erscheinen der «Blechtrommel» von Günter Grass und «Mutmassungen über Jakob» von Uwe Johnson die junge Autorengeneration durchsetzte. Schon 1954 gewann er Walter Höllerer und Hans Bender dafür, in seinem Verlag eine neue Massstäbe setzende Literaturzeitschrift herauszugeben, die noch immer existierenden «Akzente». Sie war kostspielig und ist bis heute defizitär geblieben. Damals aber verschaffte sie dem Unternehmen binnen kürzester Zeit ein neues Image.

Gegenwärtig steht der Verlag so blendend da wie kaum ein anderer. Das verdankt sich nicht zuletzt dem Engagement Michael Krügers, an dem Carl Hanser 1972 trotz dem heftigen Konflikt festhielt. 1986 übernahm Krüger die Leitung des literarischen Verlagssegments, seit 1995 gehört er auch zu den geschäftsführenden Gesellschaftern.

Im Programm finden sich heute zahlreiche herausragende Schriftsteller, die zum Teil erstaunliche Auflagen erzielen, darunter – um nur einige zu nennen – Elias Canetti, Umberto Eco, Arno Geiger, Wilhelm Genazino, Reinhard Jirgl, Norbert Kron, Pascal Mercier, Margriet de Moor, Martin Mosebach, Norbert Niemann, Philip Roth, Rüdiger Safranski, W.G. Sebald und Botho Strauss.

Wie es gelang, das Unternehmen dorthin zu führen, wo es steht, hat der Münchner Verlagshistoriker Reinhard Wittmann auf der Grundlage der Quellen im Verlagsarchiv anschaulich nachgezeichnet, ohne dabei einen heftigen Konflikt, wie den zwischen Hanser und Krüger im Jahr 1972, zu verschweigen. Einiges wüsste man gern noch viel genauer, aber naturgemäss schweigt ein tätiger Verlag zum Beispiel über die Höhe von Vorschüssen oder aufschlussreiche Bilanzkennzahlen noch mindestens so lange, bis die Gegenwartsliteratur Geschichte geworden sein wird.

besprochen von GUNTHER NICKEL, Lektor des Deutschen Literaturfonds e.V. in Darmstadt.

Iso Camartin

Bin ich Europäer? Eine Tauglichkeitsprüfung

München: C. H. Beck 2006

Ach Europa! Der Seufzer Hans Magnus Enzensbergers hat heute Hochkonjunktur. Europa ist *fashionable*. Allerorten, auch in den Buchhandlungen. Nur: Wie wird man Europäer? Infolge Zufalls, also qua Geburt? Mittels amtlicher Dokumente? Muss man etwas leisten? Oder so konkret fragen wie der aus Graubünden gebürtige und in Zürich lebende Essayist Iso Camartin, Professor emeritus für rätoromanische Sprache und Literatur: *«Was tut ein Rätoromane, um Europäer zu werden?»*

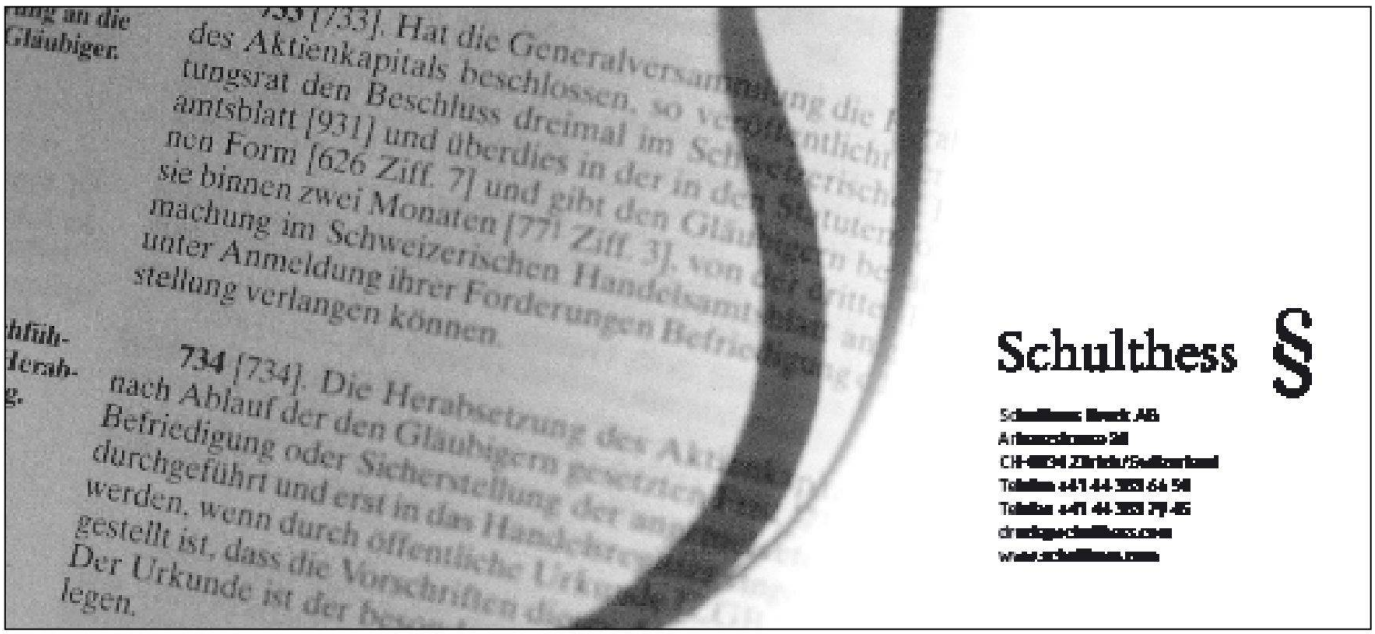
Camartin knüpft mit seinem neuen Langessay an seine frühen Buchveröffentlichungen an, an sein Plädoyer für kleine Sprachen im grossen Europa und an «Karambolagen», seine erste Aufsatzsammlung. Zum Glück – für ihn wie für die Leserschaft. Denn es ist kein Spiegelkabinett, das man, geblendet von der Kunstbeflissenheit seines Verfertigers, durchschreitet. Nach einem nicht recht überzeugenden Buch über das Fernsehen und gesammelten Gelegenheitsarbeiten legt er mit dieser «Tauglichkeitsprüfung» wieder ein gewichtiges, nur äusserlich schmales Buch vor.

Camartin hat alle Manierismen abgestreift. Mutet die Reflexion über Familien- und Sprachenteppiche, die sich im vierten Kapitel findet, merkwürdig an – und die Abfolge von *faits divers*, Miniaturen über ein Gemälde Brueghels, Erzählungen von Joseph Roth und Andrzej Stasiuk, vergiftete Wörter, Namenstage, Museen oder Hausbibliotheken in Graubünden exotisch-abwechslungsreich –, so wird am Ende der Reichtum dieses fein gewobenen Teppichs, die Bewegungen dieser Karambolagen deutlich. Doch eitle Funken daraus zu schlagen, darauf legt Camartin keinen Wert mehr.

«*Bei einem* homme de lettres *kann man Unterschiedliches bewundern*», liest man bei ihm. «*Die schiere Menge des Gelesenen, des Durchdachten, des Anverwandelten. Die Tiefe und die Klarheit des Erkannten. Die intelligenten Zuordnungen. Die Schnelligkeit, mit der auseinander Liegendes in einem strukturierten Gedächtnisraum zueinander findet. Die überraschenden Bezüge, die Fäden und Klammern, mit welchen jemand das Disparate verbindet.*» Dies ist auf den grossen Schweizer Journalisten François Bondy gemünzt, dem Camartin dieses Buch zueignete. «*Was war das Besondere an diesem Menschen? Es war das, was man die Zusatz-Tugenden des gebildeten Journalisten nennen kann. Dazu gehört, was die Alten als ‹phronesis› bezeichneten: die Gabe des Durchschauens, des gerechten Unterscheidens, etwas, das zwischen ‹prudence› und ‹sagesse› liegt.*»

Wieso rangiert das Porträt dieses Intellektuellen an solch prominenter Stelle? Weil erst, wie Camartin dies treffend ausdrückt, durch kontinuierliche Annäherung an die Schriften der grossen Europäerinnen und Europäer «*jene Bewegungsfreiheit im Denken und im Handeln*» erworben werde, die «*kein europäischer Pass garantiert.*» Der von ihm verehrte Erasmus von Rotterdam inspiriert Camartin dazu, enthusiasmiert die Parole «*Auf zu Erasmus!*» auszugeben und leidenschaftlich für die Passion der Überlieferung, für die Wertschätzung von Tradition, Geschichte und Geschichten zu plädieren. Denn: «*Wer heute ‹Europa› sagt*» – und dies schrieb François Bondy bereits 1973 – «*und diese zugleich reale und mythische Durchdringung und Verwobenheit vergisst oder verdrängt, der muss zwar nicht direkt ‹lügen›. Nur lässt er soviel aus, dass sein ‹Geschichtsbewusstsein› – immer noch und trotz Goethes Unwillen eine europäische Spezialität – blass und dürftig ist. Er hat Angst vor allem, was er an ‹Nichteuropa› in sich selber finden könnte, als habe es überhaupt je ein ein Europa der Nabelschau und ohne allseitige Weltverwobenheit gegeben.*»

Ein solches Europa kann es nur geben, wenn dessen Neugier auf Wissens- und Erlebenswertem adäquat geschätzt wird. Essentiell ist dabei eine aufgeklärte Rückwärtsgewandtheit. Ein *tempo rubato* künde laut Camartin von Klugheit und von Überlebenslist: «*Vielleicht gibt es einen tief verwurzelten Instinkt, aus Selbstschutz nicht in der ersten Reihe zu sitzen, wenn Pandora ihre Büchse öffnet.*» Er erweist sich als nachdenklicher Kritiker progressiver Chimären. «*Haben wir es mit langsamen und mit schnellen Ländern zu tun – und falls ja: Woran misst man das Tempo, mit dem sich ein Land durch den Geschichtsraum fortbewegt? Ist die Schweiz ein Ort, um den von europäischen Schriftstellern wieder entdeckten und hoch gepriesenen Charme der Langsamkeit zu erleben?*»

Giorgio Vasari zählte im 16. Jahrhundert einst die Fähigkeiten und Gaben des Künstlers auf, die sich zur Idee der Schönheit vereinen würden, *facilità*, Natürlichkeit, *leggiadria*, anmutige Leichtigkeit, und *vaghezza*, Liebreiz. Camartin erfüllt all dies. Oder um es mit einem Gedanken aus dem «Journal» der Gebrüder Goncourt zu sagen: «*Hier hat das Subjekt jene Priorität in der Darstellung von Geschichte errungen, die alles, was ist und geschieht, in ein uns selbst aufklärendes Licht zu rücken vermag.*»

besprochen von ALEXANDER KLUY, freier Publizist in München.